

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kurt Bauer

Die dunklen Jahre

Politik und Alltag im nationalsozialistischen Österreich 1938 bis 1945

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Euphorie und Panik / 1938

BERCHTESGADEN

Abends um zehn verließ der Zug mit dem Sonderwagen des Bundeskanzlers den Wiener Westbahnhof. Kurt Schuschnigg reiste mit kleinem Gefolge. Mit dabei waren neben dem Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten Guido Schmidt einige Beamte und Sekretäre. Schuschniggs Waggon wurde auf dem Salzburger Bahnhof abgekoppelt. Der Kanzler und seine Leute verbrachten die Nacht im unauffällig abgestellten Sonderwagen. Den Salzburger Behörden war die Anwesenheit des Kanzlers nicht mitgeteilt worden.

Samstag, der 12. Februar 1938, war ein grauer Wintertag. Es schneite. Die Temperatur in der Stadt Salzburg lag unter dem Gefrierpunkt. Gegen zehn Uhr bestiegen Schuschnigg, Schmidt und drei Begleiter das Dienstauto des Kanzlers. Etwas früher als Schuschnigg war Botschafter Papen am Vortag per Zug von Wien abgereist und hatte in einem Hotel in Berchtesgaden Logis genommen. Ungefähr um elf Uhr stand Papen beim Schlagbaum an der deutsch-österreichischen Grenze. Schuschnigg und Schmidt schienen ihm in aufgeräumter und zuversichtlicher Stimmung zu sein. Wie um ihnen einen ersten Dämpfer zu versetzen, erwähnte der Botschafter die Anwesenheit von drei Generälen der Wehrmacht auf dem Berghof. Der Kanzler werde wohl nichts dagegen haben? Schuschnigg mit Blick auf Schmidt: Nein, wie könne er? Auf der Weiterfahrt soll Schuschnigg dann zu Schmidt geäußert haben, dass an seiner Stelle eigentlich besser Wagner-Jauregg – der berühmte Psychiater – nach Berchtesgaden fahren solle. Er mochte Schlimmes geahnt haben.¹

Die in Berchtesgaden auf den Obersalzberg abzweigende Straße war vereist. So verfrachtete man die Gäste in einen bereitgestellten Raupenschlepper. Unterwegs registrierte Schuschnigg ein Areal mit Kasernenbaracken, die Fenster dicht besetzt mit Neugierigen in SS-Uniformen. Hitler empfing die Gäste auf der Freitreppe vor dem Gebäude, freundlich und korrekt, wie Schuschnigg schreibt. In Hitlers Gefolge die erwähnten Generäle: Keitel, Reichenau, Sperrle. Ihre Anwesenheit war Teil von Hitlers psychologischer Kriegsführung. Sie seien, hatte Hitler den drei Generälen erklärt, nur für einen »optischen Zweck« gerufen worden. Er wolle den Österreichern allein durch ihre bloße Anwesenheit zu verstehen geben, dass notfalls auch Soldaten bereitstünden.²

Es folgte eine kurze formelle Vorstellungsrunde. Anschließend bat Hitler den österreichischen Kanzler zum Vieraugengespräch in sein Arbeitszimmer in den ersten Stock. In seinem 1946 erschienenen Buch »Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot« druckte Schuschnigg die nun folgende Auseinandersetzung mit Hitler auszugsweise auf sechs Seiten wortwörtlich ab. Es handelt sich um ein häufig zitiertes Schlüsseldokument der österreichischen Geschichte. Man mag bezweifeln, dass der Bundeskanzler sich an jedes Wort und jeden Satz derart präzise erinnern konnte,³ der extrem rüde Ton und Inhalt des Gesprächs ist gewiss authentisch wiedergegeben.

Man sei hier nicht zusammengekommen, um über die schöne Aussicht oder das Wetter zu reden, herrschte Hitler den um ein paar verbindliche Einleitungsfloskeln bemühten Schuschnigg gleich im ersten Satz an. Schuschnigg habe stets alles getan, um eine deutsche Politik zu vermeiden. Die gesamte österreichische Geschichte sei ein ununterbrochener Volksverrat, jede nationale Regung habe von Österreich aus stets nur Prügel zwischen die Füße geworfen bekommen. Er, Hitler, habe einen geschichtlichen Auftrag, und diesen werde er erfüllen. Die sogenannte österreichische Frage werde er lösen, so oder so. Schuschnigg werde doch nicht glauben, dass er ihn, Hitler, auch nur eine halbe Stunde aufhalten könne? Vielleicht werde er über Nacht in Wien sein, wie der Frühlingssturm! Keine Hilfe habe Schuschnigg zu erhoffen, nicht von Italien, nicht von England, nicht

von Frankreich. Er, Hitler, sei trotzdem bereit, Schuschnigg eine letzte Chance einzuräumen. Man müsse eine Lösung finden, und zwar bis zum Nachmittag. Sonst sei es zu spät. Er bluffe nicht, er erreiche immer, was er wolle, vielleicht sei er dadurch zum größten Deutschen der Geschichte geworden. – Nach zwei Stunden drückte Hitler auf eine Klingel, die Türen öffneten sich, und man begab sich in den Speisesaal.⁴

Einstweilen hatten Reichsaußenminister Ribbentrop und Staatssekretär Schmidt unter Assistenz Papens im großen Salon mit dem berühmten versenkbaren Panoramafenster die Detailverhandlungen aufgenommen. Ribbentrop war erst seit einer Woche im Amt, von den österreichischen Angelegenheiten wusste er so gut wie nichts. Nach belanglosem Smalltalk legte er Schmidt ein vom Österreich-Sonderbeauftragten Keppler zusammengestelltes Manuskript vor. Es war in anmaßendem Ton abgefasst und glich einem Ultimatum.⁵ Der Führer habe diese Punkte gebilligt und werde auf ihrer Annahme unbedingt bestehen. In des Staatssekretärs Zügen habe sich beim Überfliegen des Papiers das »lebhafteste Erstaunen« abgezeichnet, erinnerte sich Papen. Daran anschließend entwickelte sich eine schwierige und unergiebigere Diskussion.⁶

Bei Tisch spielte Hitler den höflichen Gastgeber. Schuschnigg saß ihm gegenüber. Die Konversation drehte sich um mehr oder minder belanglose Themen. Der Exil-Österreicher Reinhard Spitzky, Adjutant des Reichsaußenministers Ribbentrop, beobachtete den österreichischen Kanzler aufmerksam. Schuschnigg sei bleich und nachdenklich aus Hitlers Zimmer gekommen, habe an des Führers Tafel stumm vor sich hin gebrütet und sich am Gespräch kaum beteiligt. Beim Kaffee im Wintergarten forderte Hitler die anwesenden Generäle auf, aus ihrem Wirkungsbereich zu berichten. Anschließend zog er sich zurück. Seine Gäste ließ er volle zwei Stunden in einer Art Vorraum warten. Immerhin hatte der Kettenraucher Schuschnigg endlich Gelegenheit zu rauchen. Und er konnte sich mit seinem Staatssekretär abstimmen. Ansonsten plauderte man bei Cocktails und Zigaretten mit Reichspressechef Otto Dietrich und den drei Generälen.⁷

Gegen vier Uhr nachmittags wurden Schuschnigg und Schmidt zu Detailverhandlungen mit Ribbentrop und Papen gerufen. Als Grundlage diente das vorher schon Schmidt präsentierte Keppler-Papier. Ribbentrop: Der Entwurf müsse als Ganzes angenommen werden. Schuschnigg und Schmidt: Man sei bestürzt, mit Herrn von Papen sei anlässlich der Überbringung der Einladung auf den Obersalzberg ganz anderes vereinbart worden. Papen: Er sei selbst völlig überrascht.⁸

Tatsächlich hatte Papen dem österreichischen Kanzler bei der Überbringung der Einladung Hitlers erklärt, es gehe um eine Vertiefung und Bekräftigung des deutsch-österreichischen Abkommens von 1936. Eine Verschlechterung der österreichischen Lage werde sich durch das Treffen bestimmt nicht ergeben.⁹ Nun aber forderten die Deutschen ultimativ die Einsetzung des NS-Vertrauensmannes Seyß-Inquart als Innen- und Sicherheitsminister sowie der NS-Vertrauensmänner Glaise-Horstenau und Fischböck als Heeresminister und Finanzminister. Eine allgemeine Amnestie für inhaftierte Nationalsozialisten müsse erlassen, Maßregelungen und wirtschaftliche Diskriminierungen müssten zurückgenommen, ein Offiziersaustausch vereinbart, außenpolitische Fragen abgestimmt und zwei missliebige Elemente im österreichischen Presse- und Propagandawesen entlassen werden. Zudem müsse die österreichische Regierung anerkennen, dass der Nationalsozialismus mit den »Gegebenheiten Österreichs« und dem Bekenntnis zur Vaterländischen Front vereinbar sei.¹⁰

In einigen Punkten konnten Schuschnigg und Schmidt Korrekturen erreichen: kein nationalsozialistischer Finanzminister, kein nationalsozialistischer Heeresminister, stattdessen Rücktritt des strikt antinationalsozialistischen Generalstabschefs Jansa. Und: Die Amnestie sollte durchgeführt werden, den Nationalsozialisten sollte die Möglichkeit zur legalen Betätigung im Rahmen der Vaterländischen Front geboten werden, und Seyß-Inquart hatte das Sicherheitswesen zu bekommen.¹¹ Letzteres war der gefährlichste Punkt. Es war die altbewährte Nazi-Strategie aus den Tagen der Machtergreifung 1933.

Zwischendurch ging Ribbentrop immer wieder zu Hitler, um strit-

tige Punkte mit ihm zu besprechen. Schließlich verkündete er ihm, dass man sich so weit einig sei. Aber Schuschnigg weigerte sich, Seyß-Inquart zum Sicherheitsminister zu machen. Hitler: »Sagen Sie Schuschnigg, wenn er diese Forderung nicht akzeptiert, so marschiere ich noch in dieser Stunde.« Dieses Argument überzeugte, Schuschnigg lenkte ein.

Beim folgenden Vieraugengespräch zog Hitler alle Register. Schuschnigg habe das Protokoll zu unterschreiben. Wenn nicht, werde er im Laufe der Nacht seine Entschlüsse zu fassen haben. Schuschnigg: Es bleibe ihm nach der gegebenen Sachlage nichts anderes übrig. Er sei zur Unterschrift bereit. Aber nach der österreichischen Verfassung ernenne der Bundespräsident die Regierungsglieder. Deshalb könne er die Einhaltung der Punkte nicht garantieren. Daher forderte er drei Tage Bedenkzeit. Hitler stürzte zur Tür, brüllte nach General Keitel, bedeutete Schuschnigg, sich zu entfernen. Keitel, eben noch im Gespräch mit Schmidt, ließ diesen brüsk stehen und eilte zu seinem »Führer«. Papen berichtet, Hitler habe von Keitel gar nichts gewollt, sondern das ganze Theater nur inszeniert, um die Österreicher in Schrecken zu versetzen. Der geschockte Schmidt rechnete nun jedenfalls mit dem Schlimmsten. Nach der Theaterszene mit Keitel wurde Schuschnigg wiederum zu Hitler beschieden. Der »Führer« gab sich großzügig: Zum ersten Mal in seinem Leben werde er von einem einmal gefassten Entschluss abgehen. Innerhalb von drei Tagen erwarte er die Durchführung der Vereinbarung!¹²

Während die Reinschriften des Abkommens in die Maschine getippt worden seien, habe sich Hitler allmählich beruhigt, schreibt Schuschnigg. Die Konversation sei in »gebräuchlicheren Formen« verlaufen. Hitler: Mit dem Abkommen sei die Frage Österreich für die nächsten fünf Jahre bereinigt, und danach sehe die Welt ohnehin anders aus. Schuschnigg: Ob der Herr Reichskanzler an eine friedliche Entwicklung in der Welt glaube? Hitler: Wenn man ihm folgen würde, wäre Friede möglich. Aber er wisse nicht, ob ein neuer Weltkrieg zu vermeiden sei, wenn man ihm nicht glaube. Die deutsche Wehrmacht sei in vielen Bereichen heute führend in der Welt, und

es wäre vor der deutschen Geschichte nicht vertretbar, ein solches Instrument nicht zu benützen.

Spätabends unterschrieben Hitler, Ribbentrop, Schuschnigg und Schmidt das Protokoll der Besprechung. Die Gäste verabschiedeten sich rasch. Im Raupenschlepper ging es talwärts, per Automobil durch die Nacht heim Richtung Salzburg. Botschafter Papen, ebenfalls mit an Bord, unterbrach irgendwann die im Fond lastende Stille: »Ja, so kann der Führer sein; nun haben Sie es selbst erlebt. Aber, wenn Sie das nächste Mal kommen, werden Sie sich sehr viel leichter sprechen. Der Führer kann ausgesprochen charmant sein« (Version Schuschnigg). Oder aber: »Da haben Sie nun selbst einmal die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, mit diesem unbeherrschten Manne zu verhandeln. Ich sagte Ihnen ja immer, es sei fünf Minuten vor zwölf« (Version Papen).¹³

Die in Salzburg zurückgebliebenen Kanzlerbegleiter hatten ihr Hauptquartier am Sitz der Landesregierung im Chiemseehof aufgeschlagen. Im Laufe des Tages war die Spannung bis ins beinahe Unerträgliche gestiegen. Wo blieben Kanzler und Staatssekretär so lange? Als den ganzen Nachmittag über nichts geschah und es zu dämmern begann, griff eine gewisse Panikstimmung um sich. War Hitler bis zum Äußersten gegangen und hatte die beiden festnehmen lassen? Schuschniggs Sekretär Frölichsthal war beauftragt, um 18 Uhr die Salzburger Bundesheer-Garnison zu alarmieren, sollte bis dahin keine Nachricht aus Berchtesgaden eingetroffen sein. Mit der Uhr in der Hand und dem unruhig auf und ab gehenden Salzburger Bundesheer-Kommandanten im Zimmer wartete Frölichsthal auf ein Lebenszeichen vom Berghof. In letzter Minute ließ Schuschnigg anrufen. Es werde noch verhandelt.

Um 22.45 Uhr trafen Kanzler und Staatssekretär in Salzburg ein. Noch neun Jahre später erinnerte sich der Gesandte Hoffinger lebhaft daran: »Beide befanden sich in einer derart vernichteten Stimmung, wie ich kaum sonst jemanden je gesehen habe.« Schuschnigg und Schmidt zogen sich sofort zum Essen mit Landeshauptmann Rehr zurück. Was sie diesem berichteten, muss ihn zutiefst geschockt haben. »Entsetzlich! Entsetzlich!«, flüsterte Rehr Hoffinger

anschließend im Vorbeigehen zu. Gegen zwei Uhr nachts nahmen Schuschnigg und seine Begleiter einen Sonderzug nach Wien.¹⁴

Weltfremd, lehrerhaft, steif, verschlossen, ohne Charisma, so wurde Schuschnigg häufig charakterisiert. Einem Hitler war er jedenfalls nicht gewachsen. Für sein Verhalten oder – wie viele meinten – Versagen in Berchtesgaden ist er oft kritisiert worden. Aber wie hätte sich der Regierungschef eines Kleinstaats ohne jede internationale Rückendeckung angesichts der beinahe schon physisch zu nennenden Bedrohung durch den skrupellosen, unumschränkten Herrscher des Deutschen Reichs verhalten sollen?¹⁵ Schuschnigg spielte auf Zeit. Er hoffte auf eine grundlegende Änderung der europäischen Großwetterlage. Eine Illusion. »Was hat Hitler Schuschnigg gegeben? Die Verlängerung des Führerscheins um ein paar Wochen!«, so fasste ein in den Tagen nach Berchtesgaden in Wien kursierendes Bonmot die Lage zusammen.¹⁶

Was versprach sich Hitler von der Berchtesgadener Erpressung? Das von Schuschnigg unterzeichnete Protokoll sei so weitgehend, dass die Österreich-Frage bei voller Durchführung »automatisch« gelöst werde, legte er Ende Februar österreichischen Parteiführern dar. Eine gewaltsame Lösung solle, wenn irgend möglich, vermieden werden.¹⁷ Hitler rechnete also, womit er im Laufe seiner politischen Karriere zu rechnen gelernt hatte: dass seine Anhänger ihm »entgegenarbeiten« würden. Mit diesem Zitat aus der Rede eines NS-Funktionärs charakterisierte der Historiker Ian Kershaw eine grundlegende Funktionsweise des Dritten Reichs: »Hitlers personalisierte Herrschaftsform ermutigte seine Anhänger zu radikalen Initiativen von unten und bot solchen Initiativen Rückendeckung, solange sie mit seinen grob definierten Zielen auf einer Linie lagen.«¹⁸ Hitler war zuversichtlich, dass das Abkommen eine für das ständestaatliche Regime nicht mehr zu beherrschende Eigendynamik auslösen würde. Dass sich – so oder so – in absehbarer Zeit eine Situation ergäbe, die ihn gleichsam »automatisch« zum Eingreifen veranlassen würde.¹⁹

DOPPELHERRSCHAFT

Die Tage nach Schuschniggs Rückkehr vom Obersalzberg vergingen mit hektischen Beratungen hinter verschlossenen Türen. Bundespräsident Miklas wehrte sich vorerst entschieden dagegen, Seyß-Inquart das Sicherheitsministerium zu überlassen: »Jedes andere Ressort, aber nicht die staatliche Exekutive!« Als Schuschnigg daraufhin seinen Rücktritt in den Raum stellte, blieb Miklas nichts anderes übrig, als auch diese Bedingung des Abkommens zu akzeptieren.²⁰

In Berlin blickte man ungeduldig nach Wien. »Großes Rätselraten um Österreich«, notierte Goebbels. »Wir erwarten die Beschlüsse bis abends.«²¹ Tatsächlich, am Abend des 15. Februar – exakt bei Ablauf der Schuschnigg eingeräumten Frist – wurden auf reichsdeutschen und österreichischen Sendern gleichlautende amtliche Verlautbarungen verlesen. Inhalt: floskelhaft und nichtssagend. Bis auf die kryptische Ankündigung der »sofortigen Durchführungen von Maßnahmen« freilich.²²

An diesem Abend fand in Berlin ein Diplomatenempfang statt. (Goebbels: »Sehr langweilig.«) Als gegen 22 Uhr die Meldung eintraf, Schuschnigg habe die deutschen Forderungen angenommen, stieg die Stimmung. Hitler war höchst erfreut. Er ließ den österreichischen Gesandten Tauschitz zu sich rufen: Er sei glücklich, dass die Besprechung zum »beiderseits gewünschten Ergebnis« geführt habe. Die Zeit der Missverständnisse sei damit vorbei, niemand könne mehr auf deutsche Zwietracht bauen. »Besonders warm« drückte Göring die Hand des Gesandten: Nun beginne eine neue Epoche der deutschen Geschichte. Und Goebbels kam lachend auf Tauschitz zu: Beide Seiten könnten sich beglückwünschen. »Es gibt kein gegenseitiges Schießen mehr, alles muss im Keim erstickt werden!«²³

Den Morgenblättern des 16. Februar war die Ministerliste der neuen Regierung Schuschnigg zu entnehmen. Der Mann der Stunde hieß Arthur Seyß-Inquart, nunmehr Minister für Inneres und Sicherheitswesen. Laut späteren Eigenangaben war er zu diesem Zeitpunkt weder offen noch insgeheim Parteimitglied der NSDAP. Aber den

Kennern der österreichischen Szene galt der deutschnational-katholische Rechtsanwalt schlichtweg als Krypto-Nazi. Der bisherige Verbindungsmann der Nationalsozialisten in der österreichischen Regierung Edmund Glaise-Horstenau dürfte sich in Hitlers Augen nicht bewährt haben. (Dessen Urteil: »Weihnachtsmann!«²⁴) Da Glaise der Gruppe um NS-Landesleiter Leopold zuneigte, deren Niederlage gegen die Kärntner Gruppe im parteiinternen Machtkampf faktisch bereits besiegelt war, wurde er nun auf ein Nebengleis abgeschoben. Immerhin blieb er als Minister ohne Portefeuille im Kabinett. Der Wiener Polizeipräsident Michael Skubl sollte als Staatssekretär für Sicherheitswesen die Rolle eines Gegengewichts zu Sicherheitsminister Seyß-Inquart spielen.²⁵

Das Kabinett Schuschnigg V trat nur zweimal zusammen. Am 16. Februar beschloss man die in Berchtesgaden vereinbarte Amnestie für politische Straftäter und die Rücknahme von diversen Maßregelungen wegen politischer Delikte. Am 21. Februar erledigte man die üblichen Regierungsgeschäfte.²⁶

Der erste Weg des neuen Ministers führte zu Hitler. Einige Stunden nach der Regierungssitzung bestieg Seyß-Inquart am Wiener Westbahnhof den Zug nach Berlin. Der Sonderbeauftragte für Österreich Keppler nahm ihn dort am Morgen des 17. Februar in Empfang. Zuerst ging es zu Reichsführer-SS Heinrich Himmler. Ihr unbedeutender Austausch war bald vorbei. Seyß-Inquart vermutete, Himmler habe ihn einfach einmal persönlich sehen wollen. Dann Hitler. Zwei Stunden und zehn Minuten dauerte das Vieraugengespräch der beiden. Seyß-Inquart will Hitler gegenüber ausgeführt haben, dass er als österreichischer Minister der österreichischen Staatsführung verpflichtet sei, dass die Tätigkeit der vom Reich aus gesteuerten illegalen Nazis in Österreich verderblich gewesen wäre, dass er als gläubiger Katholik einen »Kulturkampf« nicht mittragen werde, dass für sein Land die »Totalität« nicht in Frage komme, dass er in seiner Funktion notfalls auch Nationalsozialisten einsperren müsse und dass er sich im Übrigen nicht dazu hergeben wolle, als »Trojanisches Pferd« zu dienen. Die einzige Information über das Gespräch und seinen Inhalt haben wir aus einer Denkschrift Seyß-Inquarts und seinen

Aussagen im Nürnberger Prozess. Man kann das glauben oder nicht. Jedenfalls war Hitler nicht unzufrieden mit seinem neuen Gefolgsmann. Goebbels: »Führer hält Seyß-Inquart [sic] für einen braven, anständigen Deutschen. Aber er ist kein Nazi in unserem Sinne.«²⁷

Sein dringlichster Wunsch sollte Seyß-Inquart ein paar Tage später erfüllt werden. Hitler ließ den lästigen österreichischen NS-Landesleiter Josef Leopold nach Berlin zitieren, stauchte ihn nach Strich und Faden zusammen – wie Keppler, der Leopold liebend gern loswurde, genüsslich in einer Aktennotiz beschreibt –, setzte ihn ab und ernannte an seiner Stelle die Galionsfigur der »Kärntner Gruppe« Hubert Klausner zum neuen Landesleiter.²⁸

Die Wahrheit über Berchtesgaden war dem österreichischen Publikum im Laufe einer Woche in kleinen Dosen verabreicht worden. Österreich eng an die Kandare Berlins genommen, ein Krypto-Nazi als Polizeiminister, Freilassung aller Nazi-Täter, legale Betätigung der Nazis – dieses Ergebnis war schlichtweg katastrophal. Schuschnigg ging es in dieser kritischen Situation vor allem um eines: um jeden Preis Optimismus markieren, um jeden Preis Panik verhindern.²⁹

Er hatte damit nur mäßigen Erfolg. Der Kaffeehausliterat Anton Kuh soll in der letzten seiner publikumswirksamen Stegreifreden in Wien Ende Februar 1938 die rhetorische Frage »Sind die Juden intelligent?« gestellt und gleich selbst beantwortet haben: »Wenn ja, rettet euch! Es ist höchste Zeit!«³⁰ Kuh selbst pendelte von Anfang Februar bis Mitte März 1938 ruhelos zwischen Wien und Prag hin und her. Die propagierte Selbstrettung gelang ihm erst in letzter Minute.³¹ Albert Drach aus Mödling bei Wien, Rechtsanwalt jüdischer Herkunft, hatte in den Tagen nach Berchtesgaden Briefpapier für seine Kanzlei bestellt. Der Druckereigentümer, der bei ihm erschien, fragte ihn besorgt, ob er wirklich noch glaube, die bestellte Quantität zu benötigen. »Einige seiner ›Artgenossen‹ hätten die Nachbestellung verweigert, der vielleicht Eingeweihteste von ihnen sei mit all dem, was er schnell noch habe versilbern können, in die Schweiz gereist.«³²